

# Das Leid der Schönheit.

(Roman von H. Noel.)

(13. Fortsetzung.)

Der Vater hat Opfer genug gebracht, um den schlimmsten Mangel zu tilgen, berichtete Martin weiter. „Fünfhundert Kronen hat er niedergelegt. . . So viel etwa hat es seiner Rechnung nach ausgemacht, was der arme Herr in den wenigen Wochen an Blumenpenden, Wagenfabriken, Bonbonnieren, für Soupers und Theaterkarten für die Agnes und die Mama ausgelegt hat. . . Genug für die kurze Zeit. . . Aber der Papa hat selbst lieber die höchste Ziffer angenommen als eine niedrigere, damit die Agnes nur ja sicher ist, daß sie nichts von dem Menschen gehabt hat, was nicht zurückgezahlt worden ist. . .“

Auch das hatte Christian schon in der Zeitung gelesen.

„Niemand hätte dem Papa einen Vorwurf daraus gemacht, wenn er das nicht getan hätte,“ meinte Martin. „Mir scheint, die Herren bei der Polizei und beim Gericht haben seine Genaugigkeit übertrieben gefunden, aber ich glaube, der Agnes hat er einfach damit das Leben gerettet. Das Madel! Ob's nicht ein Kreuz ist mit ihr!“ seufzte er. „Wenn er schon wenigstens fort wäre, über die Grenze, der Mensch!“

„Sie hat ihn. . . geliebt?“ fragte Christian dumpf.

„Ich hab' sie nicht darum gefragt. Der Papa sagt nein. Das verheißt die Geschichte nicht viel, und eine Verwundung des Stolzes und der Eigenliebe ist ebenso schmerzhaft wie eine Herzenswunde. Das wird lang' dauern, bis das wieder gut ist. Der Papa ist engelsam mit ihr, und ich hoffe, um seinetwillen wird sie trachten, es zu verwinden.“

„Was fängst du jetzt an?“ fragte Christian, und da er von dem Gegenstande wegstreift, sprach Martin auch nichts mehr davon.

„Ich trete wieder ins Spital ein. Die Stelle bei dem Krankenbause hab' ich so gut wie in der Tasche, nur ist unbestimmt, wann sie frei wird, und es kann noch ziemlich lang' dauern. Da sie mir aber gewiß ist, werde ich eben geduldig warten. Und was ist denn mit dir? Was machst das hübsche Fräulein Ludwig? Werd' ich die denn nicht kennen lernen?“ fragte er scherzhaft eindringlich.

„Vielleicht,“ entgegnete Christian, das Lächeln des Freundes nicht erwidern. „Sie ist wirklich ein liebes Mädchen, und wenn ich sie heirate, so kriegt ich mit ihr nicht nur Geld, sondern auch eine gute Praxi, das heißt kein.“

„Na, also! Warum greiffst du nicht zu?“

„Eben deshalb. Es sind zu viele Vorteile dabei. Es kränkt sich verschiedene in mir, alles der Frau zu verdanken. Jeder wolle es mit umgesehen.“

„Na, weißt du, wenn du dir bewußt bist, daß du sie nicht bloß der Vorteile wegen nimmst, dann darfst du eben unbedorrt diese Vorteile mit in den Kauf nehmen.“

Christian hatte sich nicht nur den ganzen Winter über, sondern hauptsächlich in der letzten Zeit große Mühe gegeben, sich für Mila Ludwig zu erwärmen. Alles, was in ihm an Verlangen war, drängte ihn zu dem Schritt.

Nicht wegen der Vorteile wollte er seinen Entschluß fassen, sondern um sich endgültig von seiner unglücklichen Liebe zu befreien, an der er schon so viel gelitten hatte. „Jetzt, wo sie die Braut eines Verbrechers gewesen ist,“ sagte er sich, „heißt es doch genug von ihr haben!“ Und es war ihm, als müßte er sich eben jetzt verloben. Er ging regelmäßig zu Hinterholgers, fand auch dort immer Mila Ludwig, und die Anwesenheit schien sich das Wort zu geben, sie und ihn wenig möglich zu stören. Aber er hielt sich immer auf demselben Standpunkt; nie ging er einen Schritt vor. Bis jetzt waren er und das hübsche schwarze Mädchen bloß gute Bekannte, nichts weiter.

Das nächstemal, das nächstemal, versprach Christian sich, als Martin ihn verlassen hatte, werde ich Mila Ludwig ganz anders gegenüberreten. Denn es muß anders werden mit mir, es muß!

Nicht daß er es nötig hätte, sich den Rücken zu Agnes abzuschneiden, denn diese konnte nach all dem Vorangefallenen doch niemals wieder für ihn in Frage kommen. Aber eben deswegen. Weil sie auf jeden Fall für ihn unmöglich war, mußte er seine Gefühle in neue Bahnen lenken.

Unter dem Druck solcher Gedanken entschloß er sich, am nächsten Empfangstag Frau Linders seinen ersten Besuch in dem Hause abzugeben. Eigentlich ein Unfuss, da die Saison zu Ende ging und die Dame nur noch einmal empfangen würde. Er konnte es ebenso gut auf den Herbst verschieben. Aber er wollte gerade jetzt noch etwas unternehmen.

Sein nächster freier Nachmittag traf zufällig mit diesem Jour zusammen. Man konnte dies auch als einen Wind des Himmels betrachten.

Schon das Haus machte einen herrschaftlichen Eindruck. Ein mit warmer Raumbeschwungenes gebackenes Stiegenhaus mit roten Marmorwänden und einer teppichbelegten Treppe, was in Wien selten genug vorkommt, bereiteten auf das Innere würdig vor.

Oben tat sich ein Vorfall auf, an den eine Fälschung und Ausbesserung gerichtet war, wie sie viele feiner Leute nicht in ihrem besten Zimmer haben, und eine verwirrende Menge von Türen und Korridoren wies darauf hin, daß man bei Linders an Platzmangel nicht zu leiden hatte.

Die inneren Räume, in die er dann trat, waren prunkvoll und verschwenderisch eingerichtet, obgleich sie von der Mode etwas überholt waren. Auch Krösche möblierten sich nicht jedes Jahr neu, und die ganze Kinderliche Pracht kamme zu meist aus der Zeit vor dem Auslaufen des neuen Stils.

Nachdem Christian die Hausfrau in einem großartigen Louissezejon begrüßt hatte, von ihr aber etwas zerstreut aufgenommen worden war, weil sie den Kopf mit wichtigeren Gästen voll haben mochte, machte er sich auf die Suche nach Mila Ludwig.

Er fand sie im Speiseaal, den eine wunderbare kaffeebraune Decke, in die kleine Gemälde eingelassen waren, eingelegte Türen und Lambris und farbenprächtige Verfertigungsarbeiten. Von den Wänden glänzten in Kupfer getriebene Appliquen, und der ganze weite Raum trug auf den Worten des Getäfels rings um die Wände herum Krüge, Teller und Löffel aus dem prächtigsten und kostspieligsten Porzellan, was mit dem Silber aus dem mächtigen geschmiedeten Eisenbüßel und den Serviertischen den Eindruck einer kleinen Ausstellung hervorzuheben sehr geeignet war.

Christians erste Regung war eine solche des Mitleids für die unglückliche Dienerschaft, die hier tagaus, tagein den Staub zu wischen hatte.

Inmitten der Kostbarkeiten sah die am Teetisch hantierende Mila noch zierlicher und einfacher aus als sonst wohl. Eigentlich pochte sie mit ihrem kleinen Körperchen, ihrem blauen Kleidchen und der weißen Kutschschürze gar nicht da herein, und willkürlich dachte er sich eine andere Figur in diesem Raum. . . Aber mußte denn ihr Bild ihn überallhin verfolgen?

„Sie sind es, Herr Doktor?“ rief ihm das junge Mädchen freundlich entgegen, während ein tiefes Rot in ihre Wangen stieg.

Doch er wußte bereits, daß geschah ihr nur zu leicht. „Spät kommt Ihr, doch Ihr kommt.“

„Der weite Weg entschuldigt Euer Säumen!“ ergänzte ein neben ihr stehender, nicht mehr ganz junger Herr von knapp mittelhocher Figur, einem nicht sehr blühend aussehenden Gesicht und mit dünnen, über eine beginnende Blässe zur Seite geführten Haaren.

„Sien Sie nicht abgeschmakt, Herr Schmieden,“ mahnte Mila unwirsch. „Sie wissen doch nicht einmal, ob der Herr Doktor einen weiten Weg hat.“

„Bitte sehr, Fräulein Mila,“ entschuldigte sich Herr Schmieden. „Sie haben mit dem Hütchen angefangen.“ Herr Schmieden war, wie sich sofort herausstellte, zweiter Proturist des Hauses Linders, und Christian brauchte keine fünf Minuten, um diese Mila Ludwigs war, aber ein schlecht behandelter.

Christian lernte das junge Mädchen sofort von einer neuen Seite kennen, wie das ja immer der Fall ist, wenn man jemanden in seinem eigenen Heim sieht. Er hatte sie noch nie anders gesehen als sehr liebenswürdig und sanft; den unglücklichen Schmieden fuhr sie aber in einemfort an, als ob er sich Gott weiß was habe zuschulden kommen lassen.

Christian konnte ihre Laune nachfühlen. Er kam hierher und fand diesen Schmieden neben ihr aufgepflanzt, anscheinend entschlossen, nicht von der Stelle zu weichen. Da mußte er ihn ja für einen bevorzugten Freier halten.

Sie hätte es gern gesehen, wenn Schmieden seine Schilbmachtstelle aufgegeben hätte; doch dazu ließ er sich trotz aller Unfreundlichkeiten, die er von ihr erdulden mußte, nicht herbei.

Wäre es Christian mit seinem Vorfall, Mila Ludwig ernstlich näherzutreten, bringend gewesen, hätte er Schmieden ins Pfefferland gewünscht, so aber betrachtete er die Situation mehr von dem Standpunkt dieses Dritten aus, und er fühlte eine geheime Sympathie mit dem Mißhandelten. War es doch auch ihm so gegangen. In dem Augenblick, wo seine Zuneigung offenkundig geworden war, hatte Agnes angefangen, unfreundlich gegen ihn zu werden.

Der Ton in dem Mila Ludwig zu Schmieden sprach, war ihm so bekannt und erfüllte ihn mit einernerungreicher Wehmut. Ganz so schnippisch und widerhaarig war Agnes zu ihm gewesen, und auch er hatte nahezu dieselbe unfürnig Gebuld entwickelt wie dieser Schmieden, der sich alle die Unfreundlichkeiten, mit denen

er überschüttet wurde, nicht anseht, lieh, sondern auf seinem Posten ausbarre.

Sonst verliert ein Mädchen durch die Abweisung, die sie dem einen angedeihen läßt, bei dem anderen nichts, mag sie dabei auch aus dem Schranken der weiblichen Zartheit heraustreten. Christian jedoch wußte Mila Ludwig keinen Dank dafür, daß sie Schmieden seinetwegen mehr rüßelte, als sie es sonst vielleicht getan hätte.

„Also auch sie konnte so sein!“ Ohne sich mehr um ihren ausdauernden Anbeter zu kümmern, wandte Mila sich an Christian und leitete ein Gespräch über moderne medizinische Erfindungen ein. Sie wollte verschiedene über das Radium wissen, über die Röntgenstrahlen, und Schmieden versuchte, sich mit schlechten Wägen, einzujumen, wies sie streng ab.

„Ja, das weiß ich lang, Fräulein Mila,“ sagte er mit einem nicht gemachten Seufzer, „daß Sie sich nur für die Medizin interessieren. Wenn ich das geahnt hätte vor. . . vor. . .“

Vor wenigstens zwanzig Jahren, ergänzte Mila boshaft, „dann damals haben Sie etwa das Alter gehabt, um das Studium der Medizin anzufangen, vorausgesetzt, daß Sie das Gymnasium absolviert hätten, was bekanntlich nicht der Fall war.“

„Nein,“ gestand Schmieden, „ich hab' nur vier Gymnasialklassen gemacht. Dann hab' ich von den Griechisch genug gehabt. Na, und das Schmieden und Brennen war auch nicht meine Sache. . . Aber dennoch, wenn ich geahnt hätte, daß Sie die Restulapfänger so bevorzugen. . .“

„Unfuss!“ lachte Mila jetzt verlegen.

Sie ließ die beiden Herren stehen, um ein auf Wädern bewegliches, mit guten Sachen beladenes Serviertischchen zu den in Gruppen plaudernden Gästen hineinzurollen, denen sie Erfrischungen anbot.

„Ja, ja,“ sagte Herr Schmieden melancholisch hinter ihr drein, „was läßt man sich nicht alles gefallen?“

„Wenn man in ein Mädchen verliebt ist,“ war zu ergänzen, doch das sprach er nicht aus.

„Also, wenn er sich um Mila Ludwig bewarbt,“ dachte Christian, „so macht er vor allem dieses Schmieden unglücklich, der ganz anders nach dem Mädchen strebt als er. Konnte er das vor seinem Gewissen verantworten? Anstatt doch der Nebenbuhler ihn dazu aufgefordert hätte, sich mehr ins Zeug zu legen, lächelte Herr Schmiedens Anwesenheit Christians ohnehin nicht sehr bedeutende Unternehmungslust. Zwar blieb er während der Dauer seines Besuches bei nahe immer in Milas Nähe, doch diese geschah einfach darum, weil er sonst niemandem hier konnte und sich auch niemand um ihn kümmerte.“

Doch als er fortging, war er dem Mädchen um sein Haar breit nähergekommen, außer daß sein Besuch an und für sich einen Schritt vorwärts bedeutete.

Es war gewiß lächerlich, wenn er sich durch das bloße Vorhandensein dieses Schmieden hemmen ließ. Er liebte Mila ungewisshaltig, doch sie liebte ihn nicht, und dann war sie ja auch nicht verpflichtet, ihn zu nehmen, bloß darum, weil er sie liebte.

Obgleich ihr Christian dies zugestand, fühlte er sich aber doch dadurch gegen Mila Ludwig aufgereizt. Daß diese Mädchen doch nie den lieben wollen, der sie liebt! Da hatte sie das Glück zur Hand in einer ephidion und offenbar ausdauernder Neigung eines gewiß sehr anständigen Menschen, und sie wollte nicht, ihre Gedanken schweiften anderwärts hin.

Den, der sie wollte, den mißhandelte sie, während sie ihm selbst, von dem sie eigentlich ganz wohl merken mußte, daß nicht heisse Neigung ihn zu ihr hinriß, vielleicht genommen hätte. Es sprach gewisse, leise Anzeichen dafür, die ihm nicht entgingen. . .

Noch einmal, ehe die Besuchszeit zu Ende ging, traf Christian die kleine Mila bei Hinterholgers, und da sprach sie auch von Herrn Schmieden. Mila machte quers Verweise, das Gespräch gar nicht bei ihm landen zu lassen, als sie jedoch sah, daß es sich nicht umgeben ließ, brühte sie sich mit jener geoffenen bezogenen Schindigkeit aus, die auch gute Wesen gegenüber einem ungeliebten Freier aufbringen.

„Er ist ein ganz tüchtiger Mensch und Herr Linders hält große Stücke auf ihn, aber außer fürs Geschäft hat er für nichts Sinn.“

„Küher noch für ein,“ warf Christian ein, indem er sie fest anblickte. Sie wurde etwas rot, das heißt, ihre natürliche Wangenröte vertiefte sich ein wenig; aber sie zudte trotz der Achseln: „Das kann ich nicht leiden: Sie um gar nichts kümmern, was in der Welt vorgeht. Bloß das bishigen Politik natürlich und was sonst in den Zeitungen steht, aber kein ernstes Buch. . . nichts. . . Ich hab' auch einen Wirkungskreis, der mich in Anspruch nimmt, und nicht einmal solch Vorbildung wie er. . .“

„Ich komme zu keiner ersten Lesüre, und wenn ich einmal ein wissenschaftliches Buch in die Hand nehme, so wird es mir schwer, dabei zu verweilen, denn. . . man hat halt den Kopf

nicht dazu. . . Bei uns Frauenzimmer hat das nicht viel zu bedeuten, aber zu einem Manne möchte man doch geistig emporschn.“

„Also das war's! Aber Christian fand sie bei sich ein wenig annehmend. Dieser Schmieden, der in einer so bedeutenden Großhandlung wie die Lindersche einen hervorragenden Posten einnahm, mußte von ihr geistig doch nicht so leicht zu überlegen sein, selbst wenn er in seinen Aufstellungen wirklich nur die Markt- und Börsenberichte einiger ausländischer Zeitungen las. Was geschäftlich an ihm war, verstand sie einfach nicht, weil er gesellschaftlich so harmlos war. . . und weil er sich zu billig gab.“

„Ob es wirklich so notwendig ist, daß die Frau geistig zum Manne emporschn?“ fragte er mit einem leisen Lächeln. „Es gibt gute Ehen, wo das durchaus nicht der Fall ist. Beim Emporschn bekommt man leicht einen heißen Hals.“

„Oh, jetzt machen Sie auch schlechte Witze!“ schmolte Mila Ludwig.

„Es ist mein Ernst. . . In einer Ehe, wo eines dem geistigen Bereich des anderen nicht fremd ist, kann eine gute Kameradschaft herrschen, die die Liebe beinahe überflüssig macht oder die Ehe noch erhält, nachdem die Liebe verfliegen ist. . . Und vor allem glaube ich, daß selbst den hübschesten und liebenswertesten Damen, die anscheinend massenhaft Eroberungen machen, eine wahrhafte Zuneigung so selten entgegengebracht wird, daß es die größte Verschwendung von Lebenswerten ist, sie zu mißgöhen.“

Mila Ludwig sah ihn mit großen Augen an.

„Ich hab' das gar nicht gewußt, daß Sie so predigen können,“ fragte sie.

„Ich auch nicht,“ stimmte er plötzlich lachend zu.

„Es fiel ihm ein, daß er seinen Entschluß, dem Mädchen für seine eigene Person näherzutreten, doch aus einer höchst eigentümlichen Weise auszuführen begonnen habe.“

„Ja, wenn es keinen gegeben hätte, der sie liebte, wie er eine andere geliebt hatte! Aber nach der Entdeckung, daß er einen Menschen so unglücklich machen würde, wie er es selbst gewesen, mußte er sich doch erst ein wenig bestimmen, ehe er einen Schritt weiterging.“

Agnes Bärengruber hätte den Schlag, der sie getroffen, nicht überleben können, wenn das Mitleid für ihren Vater nicht stärker gewesen wäre als das mit sich selbst.

Es wäre ihr in dem ersten Wirtsaal ihres Gemütes eine Wohltat gewesen, nicht mehr leben zu müssen, und das Sonnenlicht ihr so verleidet, daß sie die Augen für immer hätte schließen mögen.

Aber sie fühlte wohl, daß dies eine feige, schlechte Handlung gewesen wäre. . . Dem Vater, der so viel mit ihr ausgestanden, auch das noch antun! Es entging ihr nicht, wie rasch ihr Vater in diesen Tagen alterte. Diese Zeichen des Kummers und der Aufregung zu verlöschen, nicht sie tiefer einzugraben, sollte ihre Aufgabe sein.

Zum erstenmal überließ sich das junge Mädchen die Verhältnisse unbeeinträchtigt von den Anschauungen der Mutter. Bis jetzt hat sie den Papa immer mit deren Augen angesehen, als einen, der nicht genügende Opfer brachte, dem die Mama alles abtampfen mußte. Jetzt erst fing sie an, einzusehen, daß er doch wohl der liebevollere und opferwilligere Teil des Elternpaars war. Wenn sie sein Leben vorurteillos überließ, mußte sie sich gestehen, daß ihm seine Stelle als Familienoberhaupt bisher nichts als Lasten gebracht hatte und daß er für seine Aufopferung, außer von Martin, wenig Dank gehabt. . .

Es war so grabesfüll in den Zimmern jetzt. Draußen in der Küche murmelte die Lohse, die sich in der schweren Zeit besser bewährte, als man früher gedacht hätte, und den kleinen Haushalt allein ganz gut führte. Um so mehr war Agnes sich selbst überlassen.

Dem Dienstmädchen fiel das endlich selbst auf, daß es für das Fräulein doch vor sich hin zu brüten. Als sie dachte, das Fräulein sei nun lange genug traurig gewesen, trat sie eines Morgens ganz harmlos mit der Frage vor Agnes, ob das Fräulein nicht so gut sein und einkaufen gehen möchte. Sie habe die Fußböden zu büstern und werde sonst nicht fertig.

Einkauf gehen! Sich von der Fleischhaderin, der Grünseughaderin und der Greislerin ansehen lassen als diejenige, welche! . . . Sie merkte es ja, wie die Leute in der Gasse die Köpfe zusammenstreckten, wenn sie vorüberkam. Klein, lieber solle die Lohse einkaufen gehen und sie werde das Partett büstern.

„Ja, freilich, die Fräulein werb' ich büstern lassen!“ widersprach die Lohse schon so schlicht auszuhaufen tut, daß man meinen könnte, Sie haben die zehrende Krankheit. . . Fußbodenbüstern ist mir, wenn man nicht stark genug auf der Brust ist. Wie macht's nie, Gott sei Dank! . . . Das gute

Luft! jetzt war' der Fräulein geföhder.“

„Bin ich feig?“ fragte Agnes sich. „Kur nicht feig sein! . . . Die Mama war auf und davon. Das war allerdings das Leichteste. Sie aber wollte doch das Schwerste auf sich nehmen, und das war nun unbestritten die Verührung mit Menschen, die ihr Schicksal kennen oder kennen konnten. Nun entschloß sie sich mit Märtyrermut, nahm die Martialishe und ging.“

Die gewöhnlichen Leute sind in wenigen Punkten schlimmer als die nobeln und in manchen entschieden besser. Beklatscht konnte bei der Greislerin auch nicht ärger werden als in der nächstbesten westfälischen, und das bishigen Herzensstätt, das man oft im Salon eintrifft, brachten die gewöhnlichen Weiber auf. Keine sah sie auch nur mit der Neugierde an, die Agnes an ihre unzeitige Verlobung erinnert hätte.

In einigen Tagen gewöhnte sie sich daran, anstatt der Koffi eintauchen zu gehen. Sie konnte dadurch besser für den Papa sorgen. Sie bildete sich auch wieder in der Wohnung um, ordnete hier und da etwas, und langsam schlich sich wieder ein wenig Behagen in das verdüsterte Heim. . .

Linde, laue Frühlingstage kamen, und am Abend holte Bärengruber seine Tochter ab, um mit ihr einen Spaziergang zu machen, hinaus, dem Stadtmittelpunkt zu.

Bald ermannete sie sich so weit, ihn von der Fabrik zu erwarten, damit er nicht erst nach Hause zu kommen brauchte. . .

Mit Martins Rückkehr kam wieder etwas Getusch und Verhaftigkeit ins Haus.

Ihm hatte die Ferne, das Leben unter fremden Menschen dazu verholten, über die Aufregung des Familienunglücks hinauszugelangen; er brachte nun sein Gleichgewicht ziemlich hergestellt wieder heim, dadurch einen guten Einfluß auf Vater und Schwester ausübend.

Es war gewiß eine fatale Sache, aber keine, an der man zeitweilig zu tranken brauchte.

Er tat sein Möglichstes, die Schwester aufzuklären, doch auch er war ja nicht immer zu Hause, da er wieder im Spital praktizierte und freiwillig möglichst viel Zeit dort zubrachte, um das Veräumte einzuholen.

Auch zu Hause ordinierte er. Agnes hatte ihm sein Zimmer zu diesem Zweck hergerichtet, während er das Schlafzimmer mit dem Vater teilte. Es kamen auch sofort Patienten, denn sämtliche Fabrikarbeiter wußten, daß der Bärengrubersche Sohn bald ihr Krankenarzt werden würde, und so kamen schon jetzt einige, um seinen Rat einzuholen.

War dann in der bestimmten Stunde zwischen eins und zwei jemand bei Martin erschienen, so stürzte nach dem Weggang des Patienten die Lohse, die noch kein richtiges Jurtrauen zu dem Können des jungen Herrn hegte, aufgeregt zu ihm hinein: „Herr Martin, hab'n S' jetzt das können, was der g'hab't hat?“

Martin unterließ sich sehr über die Vorstellung, daß man jede Krankheit besonders lernen müsse, und über ihre sonstigen medizinischen Begriffe. Manamandel gelang es ihm auch, Agnes ein Lächeln zu entlocken, aber wenn er wieder ins Spital gegangen war, fiel sie doch in ihre Trübseligkeit zurück.

Es fehlte ihr eben an einer Beschäftigung, an einem Zweck, der sie in der Frühe schon in Empfang nahm, so daß sie wußte, weshalb sie eigentlich aufstand.

Sie hätte sich gern ein Ziel gesetzt. Ihren Vater dante, was er für sie getan, das konnte sie ja nie, aber das Geld wenigstens, das ihre unglückliche Verlobung gelöst, ihm erlegen durch eigene Arbeit. Aber wie? Sie fand kein Mittel dazu.

Eines schönen Frühlingstages, als sie in Ermangelung einer anderen Beschäftigung in Schränken und Schubladen Ordnung machte, fand sie in einer der letzteren eine zusammengerollte Arbeit, ein Stück weißen Atlas, aus dem Gußti angefangen hatte, einen Hedenrosenzweig zu stiden. Es hatte ein Sofastricken werden sollen, das Gußti der Agnes zum Hochzeitsgeschenk bestimmte, als diese mit Traummichel verlobt war.

Dann, bei der plöghlichen Wendung der Dinge, war das Rissen liegengeblieben.

„Ich könnt' es fertigmachen und ihr schiden!“ dachte Agnes bitter.

Sie ging zur Maschine, die im hellen Frühlinglicht am Fenster ihres Stübchens stand, hob den Keiten ab und fing an, sie zu puzen und zu stiden, denn sie war arg verstaubt.

Schon vor einigen Jahren hatte die Mama sich diese neumodische Näh- und Stidmaschine von einem Agenten aufschreiben lassen. Gebraucht war sie immer nur wenig und seit einem Jahre gar nicht mehr.

Damals hatten beide Schwestern das Stiden bei einem Fräulein aus der Nähmaschinenhandlung gelernt, aber nur Gußti hatte die Kunst ein wenig geübt, der Agnes war es von der Mutter gar nicht erlaubt, sie dürfe sich nicht „buddig“ arbeiten.

Jetzt aber war die Mutter mit ihr

ter oft so übel angebrachten Hülfsorge nicht da.

Agnes hatte immer Talent zum Zeichnen und für feinere weibliche Arbeiten gehabt; ohne das Verbot der Mutter hätte sie die Kunstschule besucht, und sie dachte noch mit Wehmut daran, wie anders es wohl gekommen wäre, wenn sie irgendeine sachliche Ausbildung bekäme und etwas anderes gelernt hätte, als nur auf den Mann lauern.

Sie machte sich daran, das Rissen fertigzustellen, erstaut darüber, daß die Blume, die sie stidte, durchaus nicht unvortheilhaft von dem Letz abfiel, den die Gußti geliebt hatte. . . Es ging viel leichter und schneller, als sie gedacht hatte.

Bald war der Hedenrosenzweig fertig und sehr schön. Ja, die Schattierung hatte sie ungleich schöner gemacht als die Gußti. Wie, wenn sie sich im Maschinenstiden verwohntem, so daß sie dadurch Geld verdienen könnte? Es geht freilich rascher und leichter als Handarbeit, aber ein gutes Auge und Geschmack brauchte man doch dazu, um schöne Arbeit zu liefern, und deshalb mußte es auch bei der Maschinenarbeit unterrichtet werden.

Die Maschinenstiderei wurde jetzt in so reichem Maße zur Ausbeutung von Tolleiten und von Einrichtungsgegenständen angewandt, daß es möglich sein mußte, Arbeit zu eigen-tun.

Doch vorerst mußte man etwas können.

Sie nahm ein Stück hamoisfarbigen Atlas, das sie besaß, und eine Malvorlage, die sich auch noch vorfand; eine Reihe von bunten Wägelchen, die dichtgeordnet auf einem kleinen Alt saßen.

Diese Zeichnung übertrug sie auf ihren Atlas und dann schaffte sie sich die entsprechenden Seiden an.

Sie hatte jetzt immer Geld genug. Der Papa gab ihr beträchtlich weniger Wirtschaftsgeld als früher der Mama, denn sie waren doch noch immer um zwei Personen weniger, aber obgleich sie jetzt mehr auf die Kost sah, als es sonst im Hause Bärengruber üblich gewesen, kam sie mit dem kleineren Haushaltungsgeldte bequemer aus, denn jetzt wurden eben keine „Ottas“ und überhaupt nichts Unnütziges mehr gekauft.

In den Vormittagsstunden, wenn die Wohnung in Ordnung gebracht war und die Koffi am Herd hantierte, sowie des Nachmittags legte sie sich an die Maschine und fing an zu stiden.

Martin war sehr überrascht, als er die neue Beschäftigung seiner Tochter entdeckte, denn sie war sonst ganz und gar nicht arbeitswütig gewesen. Es war ihm auch nicht angenehm, daß sie sich gerade diese Arbeit ausgesucht, denn sie sah elend genug aus, aber im ganzen schien es ihm doch erfreulich, daß Agnes irgendeine Initiative zeigte und sich für etwas interessierte, weil ihre schlafe Apathie wohl das entmutigende Zeichen bei ihr gewesen war. Sie brauchte feilsche Heilung dringender als die physische, und vielleicht erwies sich diese Selbstverordnung als vorteilhaft.

Das neue Stiffen war überraschend schnell fertig und viel sehr schön aus, so schön, daß Agnes sich das Lob erteilen durfte, es sei von den in den Schaufenstern zum Verkauf ausliegenden Arbeiten nicht zu unterscheiden.

Nachdem sie es schon gebügelt hatte, packte sie es in Seidenpapier und rannnte in der Dämmerung damit fort.

Vor dem großen Handarbeitsgeschäfte in der Wirtsaalstraße war sie dann beinahe wieder umgekehrt, schließlich wagte sie sich aber doch hinein und legte ihre Arbeit der anwesenden Geschäftsinhaberin an, erditen, gemächlich zu Frau, vor.

„Für so etwas ist jetzt keine Saison,“ sagte diese achselzuckend. „Ich wenigstens hab' jetzt keine Verwendung dafür. Aber ein paar Deden, Stredenzeden und Käufer, so etwas könnte ich Ihnen zu stiden geben, wenn Sie's schön machen und nicht zu teuer sind.“

Offenbar wurde die Frau nur dadurch dazu veranlaßt, sich mit Agnes einzulassen, weil sie merkte, daß sie eine Anfängerin vor sich hatte, die sich in den Preisen nicht auskennnte. Agnes, die nicht wußte, was sie verlangen sollte, nahm denn auch wirklich den Preis an, den ihr die Frau nannte, und so erhielt sie probeweise einen Käufer, Büffeldede, Mitteldeide und kleinere Toffendeden, alle mit Wirtsaalstranden zu bestiden, da die Sachen für eine Brautafel gehörten.

Eine passende Arbeit gerade für sie! Gätte sie doch nicht von Wirtsaalstranden. Aber sie durfte sich das nicht ansehten lassen. Es war doch ein besonders günstiger Zufall, daß gleich ihr erster Versuch ein greifbares Ergebnis geliefert hatte. Sonst hätte sie vielleicht keinen zweiten gewagt. So aber wußten ihr die Flügel, und während sie noch an dem Tischzeug arbeitete, ging sie mit ihrem Rissen in verschiedene andre Geschäfte, wo man die Arbeit lobte, das Rissen aber weder kaufen noch ihr Aufträge geben wollte.

(Fortsetzung folgt.)